

Bernhard Lang

Wie authentisch ist religiöses Erleben?

Eine Fallstudie über Max Dauthendey,
1915 bis 1918

I. Einleitung

Heute liest niemand mehr etwas von Klopstock. Und doch gibt es eine bleibende Bedeutung von Friedrich Gottlieb Klopstock für die deutsche Literatur und Mentalität. Klopstock hat Empfindsamkeit (wie man im 18. Jahrhundert sagte), Emotionalität, subjektives Fühlen in die Literatur eingeführt. Dazu gehört der Freundschaftskult. Freundschaft wird gepriesen in der Ode „Von der Fahrt auf der Zürcher See“ (1750) und im Essay „Von der Freundschaft“ (1759).¹ Solche Texte hat man im Umfeld Friedrich Schillers gelesen. Und huldigte einem von Klopstock inspirierten Freundschaftskult.

Freundschaft freilich ist etwas Zweideutiges, denn sie könnte unecht, inauthentisch sein – bloß gespielt, geheuchelt und damit ohne Verlässlichkeit. Der junge Friedrich Schiller pflegte einen Freundschaftskult. Doch nicht alle Freundschaften seiner Schulzeit halten. Wenn sie zerbrechen, steht der Vorwurf der Unechtheit im Raum. Wahre Freundschaft habe nie bestanden – so der Vorwurf von Schillers Ex-Freund Georg Friedrich Boigeol. In einem Brief wehrt sich Schiller: „Sagten Sie nicht immer, ich hätte das wahre Gefühl des Herzens nicht, alles sei Phantasie, Poesie, die ich mir durchs Lesen Klopstocks angeeignet hätte, ich fühlte Gott nur im Gedicht, und die Freundschaft liege nicht in meinem Innersten!“ (1778).² Der gegen Schiller erhobene Vorwurf lautet also: Deine Freundschaft besteht nur aus Phrasen. Deine Freundschaft kommt aus der Literatur, nicht aus dem Herzen. Die Literatur bietet den Text für ei-

¹ F. G. Klopstock, Von der Freundschaft, in: ders., *Ausgewählte Werke*, München 1962, 934–943.

² F. Schiller, *Briefe des jungen Schiller*, hg. von K. Pörnbacher, München 1969, 18.

ne Rolle, die gespielt wird, aber nicht aus dem Innersten der Persönlichkeit kommt. Der Vorwurf lautet nicht auf hinterhältige Heuchelei, sondern auf unernstes Spiel. Die der Literatur entlehnte Pose sei Schiller wichtiger gewesen als die Freundschaft selbst. Dagegen verwahrt sich Schiller; er ruft Gott zum Zeugen an, denn dieser wisse um die Tiefe und Echtheit von Schillers Freundschaftsgefühl.

Blicken wir von dieser Episode auf das Christentum, das in der Bibel einen Text hat, so stellt sich ein ähnliches Problem. Glauben wird aus der Bibel gelernt, aus ihr geschöpft, von ihr inspiriert. Könnte man einem Gläubigen ähnliche Vorwürfe machen, wie sie Schillers Ex-Freund erhebt: „Alles ist Phantasie, Poesie, die du dir durchs Lesen der Bibel angeeignet hast, du fühlst Gott nur in den Psalmen, und die Freundschaft mit Gott liegt nicht in deinem Innersten“? Dieser Frage will ich anhand eines Fallbeispiels nachgehen. Anhand von Dokumenten soll verfolgt werden, wie ein deutscher Schriftsteller über die Bibellektüre zum Glauben kommt.

Der Schriftsteller heißt Max Dauthendey. In Würzburg geboren und zur Generation von Rainer Maria Rilke gehörend, war er um 1900 in der deutschen Literatur präsent; heute wird er kaum mehr gelesen. Rilke wurde 1875 geboren, Dauthendey etwas früher, 1867. Sein vor allem lyrisches Werk soll uns hier nicht interessieren. Ich werde mich nur mit biographischen Fakten und Dokumenten beschäftigen. Kurz umrissen sei die Lebensgeschichte: Max Dauthendey, Sohn eines Pioniers der gewerblichen Photographie, besucht ein Gymnasium in Würzburg, verlässt die Schule zwei Jahre vor dem Abitur mit dem „Einjährigen“, später „mittlere Reife“ oder „Realschulabschluss“ genannt. Eine ungeliebte berufliche Ausbildung erhält er im väterlichen photographischen Atelier in Würzburg, ergänzt durch ein Praktikum an einer lithographischen Anstalt in Genf. Dauthendey entzieht sich dem väterlichen Betrieb 1891, im Alter von 24 Jahren. Fortan lebt er, von seinem Vater mit einer kleinen Monatsrente ausgestattet und auch von anderen finanziell unterstützt, als reisender Schriftsteller in Berlin, München, Paris, London, Skandinavien, Griechenland, Mexiko und anderen Ländern. Er verkehrt mit vielen deutschen Schriftstellern: mit Rilke, Frank Wedekind, Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal und anderen. Seit 1896 ist er mit der Schwedin Annie Johanson verheiratet, mit ihr lebt er seit 1898 in Würzburg und geht weiterhin auf Reisen. Im Jahr 1914 unternimmt er – ohne seine Frau – eine Reise nach Ostasien. Auf der Insel Java erkrankt er. Am 29. August 1918 erliegt er im Alter von 51 Jahren einer Tropenkrankheit.

Das ist der äußere Lebensgang. Im Folgenden geht es um die Glaubensbiographie des Schriftstellers. Zunächst die Voraussetzungen: Dauthendeys Verhältnis zur Religion bis zum Jahr 1915.

II. Dauthendeys Glaubensbiographie bis 1915

Als Schüler hat Dauthendey den evangelischen Religionsunterricht besucht. Über das Verhältnis seiner Eltern zur Religion wissen wir wenig. Immerhin dies: Die Mutter ist eine fromme Frau, Pietistin, Mitglied der Herrnhuter Brüdergemeine, doch sie verstirbt früh, 1873, als Max Dauthendey sechs Jahre alt ist. Der Vater ist vermutlich kein Kirchgänger. Rückblickend kann Dauthendey schreiben, seine „ganze Jugend“ habe „biblische Geschichte und Christenlehre“ zu ihrer Grundlage gehabt.³ Als junger Mann entfernt sich Max vom Christentum. In der Tanzstunde freundet er sich mit einem Würzburger Medizinstudenten an, der ihm den Glauben an Gott ausredet. „Ich war bisher nicht mehr und nicht weniger fromm und religiös gewesen als andere junge Leute meiner Zeit. Ich war außerdem naturehrfürchtig und liebte die heiligen Personen des Alten und Neuen Testaments, so wie man alte Familienüberlieferungen liebt, deren Echtheit man nicht bezweifelt.“⁴ Doch damit ist es nun aus. Der philosophisch interessierte Student macht ihn mit Schopenhauer bekannt, einem Atheisten, der den Gottesglauben bekämpft und verspottet. Unter dem Einfluss des Studenten wendet sich Dauthendey einem feuerbachianischen Atheismus zu, nach welchem der „Vater im Himmel“ nichts anderes ist als die in uns selbst wohnende unsterbliche Schöpferkraft. So wird Dauthendeys Glaube pantheistisch und monistisch, wie in der um 1900 lebenden Generation unter den Gebildeten Deutschlands üblich. Man liest den Bestseller *Die Welträtsel* (1899) des Naturwissenschaftlers Ernst Haeckel. Haeckel preist die göttliche Schönheit der Natur und des Universums. Alles erscheint ihm als von einer göttlichen Substanz getragen. Damit ist alles göttlich, und Gott allenfalls als unpersönliche Seele des Universums denkbar.

³ M. Dauthendey, *Letzte Reise. Aus Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen*, München 1925, 422. Tagebucheintrag vom 13. September 1917.

⁴ M. Dauthendey, *Gedankengut aus meinen Wanderjahren*, München 1941, 17. Das Buch erschien zuerst 1913.

Als junger Schriftsteller bekennt sich Dauthendey zu der neuen Weltanschauung. Dennoch wendet er sich nicht von der Bibel ab; er liest sie eifrig – nicht zur Erbauung, sondern auf der Suche nach literarisch verwertbaren Motiven. Seine Aufmerksamkeit fesselt die biblische Tobit-Novelle, denn als Reiseerzählung entspricht sie seinem Geschmack für exotische Reiseziele. Doch er kommt von der Sache ab; eine literarische Rezeption der Tobit-Novelle kommt nicht zustande. „Wie oft las ich an meinem Schreibtisch stundenlang das Buch Tobias und anderes, um einen Dramenstoff zu finden, bis ich die Bibel sein ließ.“⁵ Dauthendey's Frau Annie denkt wie er. Bibellesen ist ihr fremd. Das Paar besucht auf den Reisen oft Kirchen, doch nur aus Interesse an Architektur und Kunst; und an der Stimmung, die ein Kirchenraum vermittelt.⁶ Vom Christentum haben sie bisher nur gesagt, es sei „überwunden“.⁷

Was bedeutet der Pantheismus für Dauthendey's Lebensgefühl? Auch darüber geben seine Tagebücher Aufschluss. Er fühlt sich als Lebewesen in einen lebendigen Kosmos verwoben, der als gute, helle und festliche Welt erfahren wird. Dauthendey prägt den Begriff der Festlichkeit der Welt – er schreibt stets „Weltfestlichkeit“ – als zentrale Aussage seiner Dichtung.⁸ Alles ist lebendig und alles meldet sich in einer Zeichensprache, die sich entschlüsseln lässt. Von den Zeichen fühlt sich Dauthendey angesprochen. Er pflegt eine Naturfrömmigkeit. Er kann von seiner „Morgenandacht“ sprechen, gemeint ist sein Blick auf die Sonne, die aufgeht und deren Strahlen durch den Morgennebel brechen.⁹ Er ergötzt sich am morgendlichen Konzert der Vögel. Und er betet. Er beschreibt sogar genau, was er sich dabei denkt: Das Gebet verbindet ihn mit der großen kosmischen Kraft, die in ihn einfließt, ihn reinigt und stärkt und sogar von Krankheit heilen kann.¹⁰

⁵ Dauthendey, *Sieben Meere nahmen mich auf. Ein Lebensbild mit Dokumenten aus dem Nachlass*, hg. von H. Gerstner, München 1987, 303. Brief Dauthendey's an seine Frau, 13. Juli 1915.

⁶ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 344. Tagebuchnotiz von 1917.

⁷ Dauthendey, *Letzte Reise* (wie Anm. 3), 421. Tagebuchnotiz vom 13. September 1917.

⁸ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 324, 328 u. ö. Zu seiner positiven Bewertung der Welt und deren Beschreibung als „Fest“ scheint Dauthendey durch die Begegnung mit Richard Dehmel gefunden zu haben; vgl. H. Fritz, *Literarischer Jugendstil und Expressionismus*, Stuttgart 1969, 189–191.

⁹ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 297. Brief Dauthendey's an seine Frau, 26. April 1915.

¹⁰ Dauthendey, *Letzte Reise* (wie Anm. 3), 324–325. Tagebucheintrag vom 17. November 1916.

Der Ausgangspunkt für die nun folgende Entwicklung ist dieser: Dauthendey und seine Frau sind durch die Zeitläufte getrennt. Im Jahr 1914 reist er nach Sumatra und Java, um Stoff für seine Dichtungen zu sammeln; sie bleibt in Würzburg zurück. Dann bricht der erste Weltkrieg aus. Man lässt den Deutschen aus der niederländischen Kolonie nicht ausreisen. Zur Wahrung ihrer Neutralität lassen die Behörden den potentiellen deutschen Soldaten nicht in seine deutsche Heimat zurückkehren. Dauthendey kann nach Java übersiedeln, wo er erkrankt. In seinem Exil schreibt er Gedichte und kleinere Prosatexte, leidet unter Geldmangel, leidet unter Malariaanfällen, und vor allem: er leidet unter Heimweh nach seiner Frau. Sie stehen in Briefkontakt, doch der Postverkehr ist unregelmäßig und unzuverlässig. Manche Sendung kommt nie an. Als Schwedin fühlt sich Annie in Würzburg verloren, sie reist zu ihrer Mutter nach Schweden, wo sie vorerst bleibt.

III. Dauthendeys Glaubensbiographie 1915 bis 1918

Während Max auf Sumatra festsitzt und seinen Studien nachgeht, befindet sich Annie in Schweden. Dort gerät sie unter den Einfluss ihrer beiden Brüder Richard und Axel. Beide wenden sich in dieser Zeit begeistert der Heilsarmee zu und werden dort als Prediger tätig. Annie greift zur Bibel, findet in ihr Trost und einen Gegenstand intensiver Beschäftigung. Sie nimmt an den Gottesdiensten der Heilsarmee teil und erlernt sogar das Handauflegen, um andere zu heilen. Davon berichtet sie in Briefen.¹¹ Wie reagiert Max? Annie findet Trost in der Bibel – das erleichtert Max sehr; der neu gefundene Glaube hilft ihr über seine Abwesenheit hinweg. Max sieht seine Frau bei der Heilsarmee gut aufgehoben. Im Juli 1915 beklagt er sich: „Du schreibst mir so wenig über mein Sumatra-Gedichtbuch und meine Gedichte und schreibst wieder so viel über die Bibel.“ Und fügt hinzu: „Es freut mich aber, dass Du in der Bibel so schöne Geschichten liest. Und wenn Dir dieses Lesen der Heiligen Schrift so gut bekommt, wie es meiner feinsinnigen Mutter bekommen ist, dann segne ich jede Stunde, die Du bei der Bibel verbringst.“¹² Gleich-

¹¹ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 342–343. Brief von Annie Dauthendey an ihren Mann, August 1917.

¹² Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 301 und 302. Brief Dauthendeys an seine Frau, 13. Juli 1915.

zeitig fühlt sich Dauthendey angefragt, wie in der Literatur Heinrich Faust von Gretchen: „Wie hast Du’s mit der Religion?“ Und Max antwortet seiner Frau wie Faust dem Gretchen – durch Verteidigung seines pantheistischen Glaubens. So zeigt sich zunächst ein großer Abstand zwischen den beiden Partnern. Im Juli 1915 schreibt Max, er habe keine Bibel.¹³ Nach seinem Tagebuch hat Max ein halbes Jahr später, im Dezember, eine Bibel zur Hand – wir wissen nicht, woher, ob von seiner Frau aus Schweden zugeschickt oder auf Sumatra aufgetrieben. Nun kommt es zu einem erneuten Kontakt des Schriftstellers mit der Bibel.

Im Dezember 1915 schreibt Dauthendey in sein Tagebuch: „Ich habe in diesen drei Weihnachtstagen das Evangelium Matthäi durchgelesen, jeden Morgen einige Abschnitte. Nun liegt wieder einmal das ganze reine Leben des Christus vor mir. [...] Es ist immer aus der Mitte des Weltalls gesprochen, so voll Edelsinn und Güte klingt jeder Satz seiner Reden. [...] Ein Wort habe ich mir gemerkt: Betet und fastet, dann könnt ihr Berge versetzen. Ich will es befolgen.“¹⁴ Dauthendey betet oft, doch seine Gebetspraxis verändert sich gegenüber früher nicht. Der Gott seines Gebets trägt nach wie vor unpersönliche, pantheistische Züge. Ein Gebet, aufgezeichnet im März 1917 im Tagebuch, lautet: „O Gott, gib mir doch ein Zeichen, das mir sagt, ob ich jemals heimkomme, ob ich jemals Annie wiedersehe und die Heimat. [...] Vielleicht ist Gott im Sturm, der nach meinem Nachmittagsgebet am späten Abend zu mir kommt. Es ist, als wollte der Sturm das lange Haus mit allen zwölf Zimmern in die Höhe heben und über die Bergabgründe forttragen. [...] Lieber Gott, antworte mir heute nacht. Ich bitte und bettle darum.“¹⁵ Gott hat nicht geantwortet, jedenfalls ist nichts notiert. Alles bleibt ungewiss. Dauthendeys Gebet ist nie ausdrücklich an eine göttliche Person gerichtet, sondern an das pantheistische Weltganze, dessen Zeichen Dauthendey entziffern möchte. Er sucht nach Zeichen, die ihm Hoffnung auf ein Ende seines unfreiwilligen Exils machen. Solche Zeichen bleiben jedoch aus.

Wenige Monate später berichtet Dauthendeys Tagebuch von seiner Beschäftigung mit den Psalmen. Dabei kommt es zu einem überraschenden Durchbruch. In einer an Pascals *Mémorial* erinnernden Notiz hält

¹³ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 303. Brief Dauthendeys an seine Frau, 13. Juli 1915.

¹⁴ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 313. Brief Dauthendeys an seine Frau, 18. Dezember 1915.

¹⁵ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 324. Tagebucheintrag vom 11. März 1917.

Dauthendey das Ereignis fest. Er schreibt auf das Schmutzblatt am Ende seiner Bibel:

30. Juni 1917. Heute morgen, als ich die 50. und 60.sten „Psalmen Davids“ gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntnis. Ich erkannte, dass es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem fünfzigsten Geburtstag wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahr, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche herrliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper eingezogen! Gott lebt und ist so persönlich, wie alles durch ihn lebt.¹⁶

Die Psalmenlektüre führt Dauthendey bezeichnenderweise nicht zum Glauben, sondern zu einer Erkenntnis. Dauthendey verbucht sein Erlebnis als kognitiven Gewinn. Schielen wir einen Augenblick nach Pascals *Mémorial* – jener bekannten Notiz des französischen Philosophen über seine nächtliche Bekehrung im Jahr 1654, wo es heißt: „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht (Gott) der Philosophen und Gelehrten.“ Anders als Pascal gibt sich Dauthendey gerade nicht dem biblischen Gott hin, sondern dem Gott der Philosophen. Das zeigt sich auch in einem ausführlichen Text, den der Dichter unter demselben Datum in sein Tagebuch schreibt: Dauthendey bleibt überzeugter Pantheist, aber nun glaubt er nicht mehr an eine *unpersönliche* Weltseele. Anders als zuvor schreibt er der Weltseele jetzt ein „Ich“, eine Subjekthaftigkeit zu. Gott ist handelnde Person, das Universum ist nichts Unpersönliches, sondern mit eigenem Bewusstsein ausgestattet. Dauthendey sieht die Welt mit neuen Augen: „Die Menschen sehen anders aus. Die Bäume sehen anders aus [...] Alles, alles Lebende sieht auf einmal anders aus seit heute morgen. Hinter allem steht das persönliche Ich Gottes.“¹⁷ Dauthendey korrigiert sein Weltbild. Es gibt ein „Ding an sich“, eine Substanz, deren Personhaftigkeit sich ihm durch die Lektüre der Psalmen erschlossen hat. Pascals Nacht hat dem Philosophen den Gott Abrahams geschenkt, Dauthendeys Morgen schenkt dem Schriftsteller einen Gott, der Züge des Gottes Abrahams trägt, ohne die Züge des philosophischen Gottes zu verlieren.

Was konnte Dauthendey aus den von ihm genannten Psalmen 50 und 60 lernen? Dazu ganz kurz: Psalm 60 ist ein Kriegsgebet. Gott wird dem Beter und seinem Volk den Sieg schenken; sich mit solchen Passagen zu

¹⁶ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), Tafel 17 (gegenüber S. 304) als Abbildung wiedergegeben.

¹⁷ Dauthendey, *Sieben Meere* (wie Anm. 5), 337. Tagebucheintrag vom 30. Juni 1917.

beschäftigen liegt in Kriegszeiten nahe. Eine Zeile aus dem Psalm lautet: „Dass deine Freunde errettet werden, dazu hilf mit deiner Rechten und erhöre uns!“ (Ps 60,7). Ergiebiger ist der Blick auf Psalm 50. Das Wort „Ich, Gott, bin dein Gott“ (V. 7) unterstreicht die Ichhaftigkeit, den Personcharakter Gottes, den Dauthendeys Tagebucheintrag hervorhebt. Angesprochen muss sich der Schriftsteller und Naturfreund auch von diesen Sätzen fühlen: „Alles Wild im Walde ist mein, und die Tiere auf den Bergen zu Tausenden. Ich kenne alle Vögel auf den Bergen; und was sich regt auf dem Felde, ist mein“ (V. 9–11). Besonders aber muss ihn folgende Verheißung fasziniert haben: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten“ (V. 15).

Wie ist Dauthendey überhaupt auf Psalm 50 gekommen? Dazu eine Vermutung: Es könnte sich um ein Bibelorakel handeln. Dauthendey liebt es, „Zeichen“ zu deuten, die er in seiner Umwelt findet. Kurz vor seinem 50. Geburtstag schlägt er Psalm 50 auf, um zu sehen, ob er eine Botschaft für ihn enthält. Und er findet eine Botschaft! Eine Botschaft freilich, die eher intellektuell als emotional ist. Intellektuell heißt: Dem Schriftsteller drängt sich eine Erkenntnis auf. Emotional hieße: Er findet zu Gott als Freund und Beschützer, als Hirten, der ihn (nach Psalm 23) durch Gefahren führt und ihn beschützt. Davon ist am Tag der Erkenntnis nicht die Rede. Erst ein späterer Eintrag im Tagebuch weist in diese Richtung; dort heißt es am 12. Mai 1918 (also fast ein Jahr später): „Ich betete heute morgen lang und innig. Gott ist in dieser langen Verbannung mein einziger Freund in der Einsamkeit. [...] Ich kann jedem Menschen nur raten, sich in allen Nöten an Gott zu klammern.“¹⁸ Hier sehen wir nun eine emotionale Gottesbeziehung, nicht nur ein intellektuell korrigiertes Weltbild.

Blicken wir noch einmal zurück zum 30. Juni 1917, zum Tag des Erkenntnisdurchbruchs. Im Tagebucheintrag dieses Tags wird Gott bereits als „Du“ angesprochen, doch mit großer Zurückhaltung: „Ich danke Dir, Gottes-Ich, dass ich Dich vor meinem Tod nach dreißigjähriger Suche mit dem Verstand erkannt habe und Dir nun bewundernd leben darf. Mensch, Dauthendey, freue Dich!“¹⁹ Dauthendey erkennt Gott, bewundert ihn, doch von Gottesfreundschaft ist nicht die Rede. Noch nicht. Freundschaft mit Gott entwickelt sich in Dauthendeys Seele erst allmäh-

¹⁸ Dauthendey, *Letzte Reise* (wie Anm. 3), 543. Tagebucheintrag vom 12. Mai 1918.

¹⁹ Dauthendey, *Letzte Reise* (wie Anm. 3), 386. Tagebucheintrag vom 30. Juni 1917.

lich. Es braucht Zeit, bis er den Satz schreiben kann: Gott ist mein einziger Freund in der Einsamkeit.

Die seelische Haltung, die Dauthendey entwickelt, entspricht einem Typus, den der schwedische Religionspsychologe Hjalmar Sundén gut charakterisiert hat. Sundén unterscheidet Rollenmenschen und Lehrenmenschen.²⁰ Für die einen ist Religion ein Repertoire von Lehren, in Bibel und Katechismus versammelt. Den anderen genügt Gott allein; sie sehen sich mit Gott in dualer Rollensituation: als Frommer stehe ich stets in Beziehung zu meinem göttlichen Freund. Bei ihm bin ich geborgen. Dementsprechend enthält die persönliche Frömmigkeit des Rollenmenschen keine besonderen Lehren. Gottesdienst und kirchliche Lehre spielen keine Rolle, denn es geht allein um individuell und emotional erlebte Freundschaft mit Gott. Solche Gottesfreundschaft kann sich zu mystischer Gottesliebe steigern. Im Regelfall bleibt persönliche Frömmigkeit jedoch irdisch und pragmatisch: Gott ist mein Helfer, „unter dem Schatten deiner Flügel frohlocke ich“, um noch einmal die Psalmen zu zitieren (Ps 63,8).²¹

Den Durchbruch zur Gottesfreundschaft dokumentiert Dauthendey nicht; bei Pascals Glaubenserlebnis steht er im Zentrum. Pascals bereits erwähnte Notiz aus dem Jahr 1654 erklärt: „Der Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, nicht der (Gott) der Philosophen und Gelehrten“. Dauthendey's Dichtungen aus seiner Zeit auf Java sprechen eine andere Sprache. Als Beleg einige Sätze aus dem „Lied der Weltfestlichkeit“, einem sehr langen didaktischen Gedicht. Die vorwiegende Spruchform ahmt den Stil des *Cherubinischen Wandersmanns* von Angelus Silesius nach, wenn auch ohne die Eleganz des Vorbilds:

Bist auf allen Lebensgassen niemals von der Engelschar verlassen.

Engel ist der Geist im Bunde. Engel ist die Festlichkeit in der Weltallrunde. (619)

Gott, er ist das Weltfest-Ich, das dein Sinn versteht,

wenn dein eigenes Menschen-Ich fort im Geist der Liebe zu der Welt hingeht.

Liebe ist nicht bloß ein hohes Wort, Liebe ist ein warmes Handeln immerfort. (622)

In jeglicher Gestalt der Geist erbebt. Und jed' Atom festlich im Weltfest lebt. (643)

Geist stärkt den Geist, der anruft im Gebet. Nie ungestärkt der Geist vom Geiste geht.

²⁰ Vgl. B. Lang, Rollentheorie der religiösen Erfahrung, in: M. Galliker / U. Wolfhardt (Hg.), *Kompendium psychologischer Theorien*, Frankfurt 2015, 399–401.

²¹ Vgl. B. Lang, Persönliche Frömmigkeit. Vier Zugänge zu einer elementaren Form des religiösen Lebens, in: ders., *Buch der Kriege – Buch des Himmels. Kleine Schriften*, Leuven 2011, 367–392.

Ob ihr nun großer Gott sagt oder Westfestgeist, das eine wie das andre Gleiches heißt.
(645)

Du kennst nie Tod. Weil du im Geiste bist. Und aller Geist ein ewig Leben ist. (646)

Des Liedes Geist – vom Weltgeist offenbart – dem Weltgedächtnis bleibe er bewahrt.
(647)²²

Wie ersichtlich, hält Dauthendey am philosophischen Gottesbegriff fest. Er schreibt Gott ein „Ich“ zu, redet ihn jedoch nicht an. Dagegen lässt Dauthendey's Tagebuch einen seltenen, sparsamen Gebrauch der „Du“-Anrede an Gott erkennen.

An dieser Stelle könnte ich abbrechen, und das Vorgetragene entspräche dann meiner Einsicht in Dauthendey's Biographie, wie ich sie bis vor kurzem verstand. Dann kam aber eine weitere, unerwartete literarische Quelle in mein Blickfeld: der Roman *Robinson Crusoe* von Daniel Defoe.

IV. Robinson Crusoes Glaubensbiographie

Zuerst 1719 veröffentlicht, ist dieser Roman bis heute bekannt und bedarf kaum der Vorstellung. Robinson verbringt als einziger Überlebender eines Schiffbruchs achtundzwanzig Jahre auf einer menschenleeren Insel vor der Küste Südamerikas. Wer den Originaltext liest und nicht eine gekürzte Bearbeitung für Kinder oder Jugendliche, findet ein unerwartetes Thema: das der religiösen Konversion. Darauf möchte ich kurz eingehen – und die Parallelen zu Dauthendey werden schnell sichtbar.

Bleibt ein Romanheld von Frömmigkeit und Glaube unberührt, stört das den heutigen Leser kaum; anders im 18. Jahrhundert mit seiner Überzeugung von der doppelten Berufung des Menschen zu Berufsleben und Gottgefälligkeit. Liest man die Erzählung unter dieser Prämisse, lässt sich die Isolierung des Helden auf der Insel als Schachzug göttlicher Vorsehung verstehen. Gott schickt den Protagonisten auf die Insel, damit er Gott finde und sein religiöses Leben ordne. Hat der Held diese Aufgabe erledigt, führt ihn die Vorsehung wieder in das normale Berufsleben zurück. So steht der Held zum Schluss als vollendete Persönlichkeit da, die religiösen Glauben mit wirtschaftlicher Selbstbehauptung verbindet. Der Geschäftsmann findet sich selbst in scheinbar aussichtslosen Lagen in

²² Im Auszug mit Angabe der Seitenzahl in Klammern: M. Dauthendey, Das Lied der Weltfestlichkeit, in: ders., *Gesammelte Werke in sechs Bänden*, München 1925, Bd. 5, 545–647.

der Welt zurecht. Gleichzeitig trägt er eine religiöse Seele in sich. Weltklugheit und Religiosität mögen uns heute als Gegensatz erscheinen, doch in jener Zeit galt ihre Verbindung als angestrebtes Ideal. Männer wie Robinson Crusoe haben Länder in Übersee erobert, Plantagen angelegt, Handel getrieben, und nicht zuletzt auch missioniert und so das britische Weltreich aufgebaut.

Aus gutem Grund also fügt der Ich-Erzähler in die Abenteuer- und Heldengeschichte seine religiöse Autobiographie ein – nicht als gesonderten Teil, sondern als Thema, das den gesamten Bericht begleitet und den auffälligsten Teil seiner Selbstreflexion ausmacht. Robinson präsentiert sein religiöses Erwachen in drei deutlich unterscheidbaren Abschnitten.

Der *erste Abschnitt* beginnt in dem Augenblick, als der Held nach etwa vier Monaten Inselaufenthalt den ersten Winter überstanden und seine äußere Existenz einigermaßen gesichert hat. In sein Tagebuch notiert er in einem undatierten Eintrag, der zwischen den 3. Januar und den 14. April fällt, eine erste religiöse Emotion. Als er Gerstenhalme wachsen sieht, erfasst ihn ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott. Nochmals einige Monate später erkältet sich Robinson schwer und er beginnt zu beten, doch bringt er nur kurze Stoßgebete hervor wie *Lord, look upon me, Lord pity me, Lord have mercy upon me*, die er stundenlang wiederholt: Herr, blicke auf mich, erbarme dich meiner, wende mir deine Barmherzigkeit zu. In einem Traum fühlt er sich von einem Zornesengel bedrängt, der zu ihm sagt: „Weil, wie ich sehe, dein Geschick dich nicht zur Buße geführt hat, musst du nun sterben“ – *seeing all these things have not brought thee to repentance, now thou shalt die*.

Nun fallen ihm seine früheren Sünden ein. Er erinnert sich an seinen Vater, der zu ihm gesagt hatte: Wenn du den törichten Schritt in die Welt unternimmst, wird dich Gottes Segen nicht begleiten. Als Robinson in seinen Schätzen nach Tabak sucht, stößt er auf die Bibel, die er aus dem Wrack gerettet hat, und beginnt zu lesen. Beim Öffnen des Buches fällt sein Blick auf ein Wort im Buch der Psalmen: „Rufe mich an am Tag der Not; dann rette ich dich, und du wirst mich ehren“ (Ps 50,15).²³ Das Wort klingt lange in Robinson nach. Er bezieht es nicht auf die Errettung aus Seenot, auch nicht auf eine künftige Errettung aus der Einsamkeit seiner Inselexistenz, sondern auf die Vergebung seiner Sünden. Er beginnt nun,

²³ D. Defoe, *Robinson Crusoe*, hg. von M. Shinagel (Norton Critical Edition), 2. Aufl., New York 1994, 69: „Call on me in the day of trouble, and I will deliver, and thou shalt glorify me“ (Ps 50,15).

täglich in der Bibel zu lesen. Gleichzeitig erkennt er Spuren der göttlichen Fürsorge in seinem Alltag. Auch geheime, kaum merkliche Eingebungen, von Gott als Entscheidungshilfen geschickt, glaubt er wahrzunehmen. So gelangt er zu einem festen Glauben an Gottes Vorsehung. Diese erste Phase endet mit dem 30. September 1660. Robinson begeht diesen Jahrestag seiner Errettung mit Fasten und Beten. Außerdem richtet er nun eine Arbeitswoche ein, auf die ein arbeitsfreier Sabbat folgt. In der Sprache der Religionswissenschaft verfügt Robinson nun über eine persönliche Frömmigkeit, in deren Zentrum die Beziehung zu seinem persönlichen Gott steht, dessen fürsorgende Vorsehung ihm zur unerschütterlichen, lebensstärkenden Gewissheit geworden ist.

Die *zweite Phase* steht im Zeichen der Aneignung eines rudimentären religiösen Wissens, das dem Helden durch tägliche Bibellektüre wächst. Den Höhepunkt und Abschluss dieser Phase bilden die Glaubensgespräche, die Robinson mit Friday im Jahr 1685 führt. Vom Menschenfresser zum Menschenfreund bekehrt, wird Friday ein rudimentäres Katechismus-Wissen mitgeteilt: Gott hat die Welt erschaffen, Satan steckt hinter allem Bösen, Jesus Christus hat die Menschen erlöst. Auf theologische Spitzfindigkeiten lässt sich Robinson nicht ein. Seine Laientheologie lässt sich als „einfaches Christentum“ charakterisieren. Keine Rolle spielen Sakramente, auch von einem Klerus und der Zugehörigkeit zu einer Gemeinde ist nicht die Rede. Doch bezeichnet Robinson seinen schwarzen Konvertiten wie sich selbst als Protestanten. Ausdrücklich distanziert er sich vom Priesterbetrug (*priestcraft*) des katholischen Klerus, den er in Brasilien kennengelernt hatte.

Die erste Phase zeigt uns Robinson als Einzelnen, die zweite im Gespräch mit Friday, die darauf folgende *dritte und letzte Phase* in der Begegnung mit vielen anderen Menschen. Als auf der Insel Fridays Vater und ein Spanier auftauchen, fühlt sich Robinson als Gouverneur der Insel, der über Friday als Protestanten, den Spanier als Papisten (Anhänger des Papstes) und Fridays Vater als Heiden herrscht; solche Gewissensfreiheit bereitet ihm kein Kopfzerbrechen. Robinson besitzt eine gefestigte religiöse Identität, die er anderen jedoch nicht aufdrängt. Der Missionseifer, den er Friday gegenüber an den Tag gelegt hatte, scheint vergessen. Offenbar entspringt das mit Friday geführte Glaubensgespräch mehr Robinsons Drang nach Selbstverständigung als einem Willen zur Mission. Robinsons religiöse Toleranz beruht wohl nicht zuletzt auf seinem Beruf: Geschäftsleute treiben Handel mit jedermann, unabhängig von deren Religion.

V. Schlussüberlegung

Ist Dauthendey ein Robinson? Wie Robinson führt er Tagebuch. Wie Robinson betet er. Wie Robinson liest er in der Bibel. Wie Robinson stößt er auf Psalm 50. Es gibt auch Unterschiede: Robinson hält sich für einen Sünder, er bedarf der Vergebung. Dauthendey kennt kein Sündenbewusstsein. Er ringt mit der Gottesfrage, grübelt und leidet unter Zweifeln – aber als gottferner Sünder fühlt er sich nicht. Solche Unterschiede fallen gleichwohl kaum ins Gewicht. Sind die Parallelen zwischen Dauthendey und Robinson Zufall?

In der Generation Dauthendeys haben alle jungen Menschen den *Robinson Crusoe* gelesen. Erst recht ist das bei einem Würzburger Gymnasiasten der Fall, hat sich Max Dauthendey doch bereits als Schüler für fremde Länder und Inseln wie Java begeistert und in Reisephantasien verloren. Tatsächlich erwähnt der Schriftsteller *Robinson* in seinem Buch *Der Geist meines Vaters*.²⁴ Vielleicht dürfen wir *Robinson Crusoe* als eine Quelle verstehen, die zu Dauthendeys Glaubenserlebnis beigetragen hat. Doch auch ohne diese Annahme ist der Vergleich erhellend, denn er belegt die Grundthese von Hjalmar Sundéns Rollentheorie der religiösen Erfahrung: Solche Erfahrung kommt niemals ohne Vorbereitung zustande. Religiöser Erfahrung liegen stets bestimmte Muster zugrunde. Ein solches Muster bieten die Psalmen. Sie bieten dem Leser eine duale Rollensituation an: Hier der Beter, dort Gott. Tritt der Leser der Psalmen in diese Situation ein, kann er das Wort des Psalmisten als an ihn ergehendes Gotteswort vernehmen: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten.“

Wir können es das Psalmen-Muster nennen: In den Psalmen ist Gott der Beschützer des Einzelnen, es wird ein Patron-Klient-Verhältnis angeboten. Gott begleitet den Einzelnen in allen Lebenslagen, selbst in schwerer Not. Die Religionswissenschaft spricht hier von „persönlicher Frömmigkeit“; gemeint ist damit der Glaube an Gott als Beschützer, ohne weitere Lehrinhalte der kirchlichen, theologischen oder konfessionellen Tradition. Wir haben noch zwei weitere Muster herangezogen: das Gretchen-Muster und das Robinson-Muster. Das Gretchen-Muster be-

²⁴ M. Dauthendey, *Der Geist meines Vaters*, Bremen 2012, 185. Als junger Mann will Max seine Heimatstadt Würzburg verlassen, will hinaus in die weite Welt – „doch meinte ich nicht, dass ich wie ein Robinson Crusoe auf einer Insel wohnen wollte. Diese Abenteuerlust hatte ich nicht“.

zieht sich auf die Auseinandersetzung zwischen Gretchen und Faust. Sie fragt: „Wie hast Du's mit der Religion?“ Sie ist gläubige Christin im traditionellen Sinn, er Pantheist. Konstatiert wird die Distanz zwischen Pantheismus und traditionellem Glauben an Gott als Person, an die Wirksamkeit der Sakramente und an die biblische Heilsgeschichte. Das Robinson-Muster schließlich bezieht sich auf die Not der Isolation. Robinson Crusoe, achtundzwanzig Jahre auf menschenleerer Insel, liest in der Bibel und findet dadurch zum Glauben. Sein Glaube ist pragmatisch, nicht dogmatisch, und speist sich aus persönlicher Laienlektüre der Bibel.

So spontan uns eine religiöse Erfahrung auch erscheinen mag, sie beruht letztlich auf bestimmten Mustern. Kehren wir zu dem eingangs genannten Beispiel zurück: Wenn Schillers Ex-Freund dem Dichter vorwirft, seine Freundschaft sei nur der Literatur entlehnte Rhetorik, so würde ihm die Rollentheorie widersprechen. Freundschaftserfahrung und, analog, auch religiöse Erfahrung erhält ihre konkrete Gestalt nicht spontan, sondern von kulturell erlernten Mustern. Bleiben die Muster an der Oberfläche, dann wird man auch von Inauthentizität sprechen dürfen. Sind Muster jedoch tief in einem Menschen verwurzelt, so macht es Sinn, eine vom Muster geleitete Erfahrung als authentisch zu betrachten. Vielleicht gilt sogar der Satz: *Jede* Erfahrung beruht auf einem kulturell vermittelten, erlernten Muster. Wir sehen die Welt so, wie wir es gelernt haben.